

Carte blanche

Mehr Kooperation zwischen Universitäten und Fachhochschulen käme allen zugute

Sandro Cattacin

Vor mehr als zwanzig Jahren wurden in der Schweiz die Fachhochschulen eingeführt. Sie sind seit 2015 auf gleicher Ebene wie die Universitäten im Verein Swissuniversities vertreten, der den gesetzlichen Auftrag zur Koordination aller Hochschulen wahrnimmt. Die Gleichstellung mit den Universitäten hat insbesondere in den Sozialwissenschaften zunächst zu einem Konkurrenzverhältnis geführt – oder eher noch: zu einem einseitigen Feindbild. Die Fachhochschulen sahen die Universitäten als ihre Gegner, während der universitäre Betrieb davon zunächst nichts mitbekam. Dies änderte sich rasch, als erstens die Mandate von Bund, Kantonen und Städten seltener an die Universitäten vergeben wurden, und als zweitens der Schweizerische Nationalfonds die Unterscheidung zwischen anwendungs- und grundlagenorientierter Forschung einführte.

Rückzug der universitären Sozialwissenschaft aus angewandter Forschung

Gleichzeitig investierten die Fachhochschulen kontinuierlich in den Aufbau einer stärkeren wissenschaftlichen Orientierung durch interne Projektförderung und Akademisierung des Personals. Der Auftrag der Fachhochschulen, sowohl berufsorientiert als auch forschungsorientiert zu sein, zeigte in dem Sinn Wirkung, als sich die Sozialwissenschaften an den Universitäten immer stärker technokratisch ausrichten mussten, wenn sie weiterhin Finanzierungen erhalten wollten. Dies führte auch dazu, dass sich die meisten universitären Forschenden aus dieser Welt der angewandten Forschung zurückzogen. Selbst auf der Ebene der Nationalen Forschungsprogramme (NFP) – erwähnt sei hier das NFP 80 «Covid und Gesellschaft» oder das NFP 76 «Fürsorge und

Zwang» – wurden die Fachhochschulen stärker gefördert als die Universitäten. Besonders auffällig ist, dass kaum Projekte gefördert werden, die in Zusammenarbeit zwischen Universitäten und Fachhochschulen entwickelt wurden, was auf eine eher politische denn wissenschaftliche Verteilung der Gelder hinweist.

Schluss mit «Jeder gegen jeden»

Das Ergebnis dieser Verteilung ist nicht etwa eine höhere Qualität der universitären sozialwissenschaftlichen Forschung, sondern eine verstärkte Abkoppelung von Bereichen der Anwendung und eine Stärkung einer kurzfristig ausgerichteten und konzeptuell eher bescheidenen Forschung. All dies wäre nicht weiter dramatisch, wenn es nicht auf strukturelle Probleme hindeuten würde, die der Forschungslandschaft insgesamt schaden: Auf der einen Seite eine Überforderung der Fachhochschulen, die zwischen Berufs- und Forschungsorientierung eingeklemmt sind und es kaum schaffen, auf beiden Ebenen hohe Qualität zu produzieren, geschweige denn universitären Standards gerecht zu werden. Auf der anderen Seite ein Glaubwürdigkeitsverlust der Universitäten im Bereich der an Grundlagen orientierten angewandten Forschung.

Ein Ausweg aus diesem Dilemma wäre eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen Universitäten und Fachhochschulen in der Entwicklung von Forschungsvorhaben. Aus «Jeder gegen jeden» könnte durchaus ein Modell entstehen, das beide Hochschultypen stärkt. Der Lernprozess kann dabei von gutwilligen Forschenden ausgehen – zum Glück gibt es Beispiele dafür –, er könnte aber auch von staatlichen Stellen und dem Schweizerischen Nationalfonds gefördert werden, indem er beispielsweise Projekte bevorzugt, die sowohl in der Grundlagenforschung als auch in der Anwendung überzeugen. Der damit verbundene Wissenstransfer zwischen Universitäten und Fachhochschulen käme allen zugute – und würde den Forschungsplatz Schweiz stärken.

Zum Autor

Sandro Cattacin ist Professor für Soziologie an der Universität Genf. An dieser Stelle äussert er sich zu Fragen der Forschungspolitik und des Wissenschaftssystems.

